

Die längste und die kürzeste Predigt

Altbischof Reinhold Stecher (Innsbruck)

Es fing damit an, daß mich der Behindertenseelsorger bat, die heilige Firmung bei den Schwerstbehinderten zu spenden. Es handelte sich um Kinder mit jener Stufe der Behinderung, die eine Schulbildung im eigentlichen Sinne nicht mehr erlaubt, auch nicht mit den bescheideneren Vorgaben einer üblichen Sonderschule. Die Kinder waren in einem Heim - aber ich muß gestehen, in einem Heim mit so herzlicher und positiver Atmosphäre, daß man am subjektiven Glücklichein gar nicht so zweifeln konnte.

„**A**ber eins muß ich Dir sagen, lieber Bischof“, beschwor mich der Kaplan, „die Predigt darf nicht länger sein als drei Minuten, Du weißt ja ...“
Ja, ich weiß.

Und das wurde nun meine längste und meine kürzeste Predigt. Die längste in der Vorbereitung und die kürzeste in der Aussage. Es trifft mich oft zum Predigen und Sprechen, in alten Domen und gefüllten Sälen, vor Bäuerinnen und Universitätsprofessoren, vor frommen Schwestern und kritischen Jugendlichen. Und mir hat die Vorbereitung immer viel Mühe gemacht.

Aber diesmal war's zum Verzweifeln. Drei Minuten! Diese armen Menschen vor mir und die Eltern ... Eine Geschichte geht nicht. Das dauert zu lang, sie würden sie auch wahrscheinlich nicht verstehen. Die meisten gängigen Redewendungen und Begriffe sind unbrauchbar. Jeder komplizierte Satz muß fallen. Eine Eröffnungsansprache zu einem gleichzeitig laufenden wissenschaftlichen Kongreß ist bedeutend unproblematischer.

Und doch, Herr, ich weiß, daß diese Kinder und ihre Eltern bei Dir besonders hoch im Kurs stehen und daß auch in diesem Fall das Mysterium Deines Geistes in dieser heiligen Firmung wogt und waltet.

Aber das Auseinanderklaffen der Denk- und Erfahrungswelten ist so groß, daß ich mir bei der

Vorbereitung wie ein Radfahrer vorkam, der mit der größten Übersetzung eine Bergstrecke bewältigen soll. Und dann war es soweit.

Die festliche Kapelle, die anderen Kinder des Heims spielten mit dem Orffschen Schulwerk eine erstaunlich schöne Musik. Und vorn in der ersten Reihe ein paar Firmlinge mit Eltern und Paten.

Statt der Predigt hab ich einfach gesagt: „Liebe Kinder, die Mama und der Papa und die Geschwister und die Tanten haben Euch lieb. Und die Schwestern haben Euch auch lieb. Sie wollen Euch zeigen, daß sie Euch gern haben. Dann streicheln sie Euch über den Kopf und die Haare und die Wangen, so wie ich das jetzt bei Rudolf und bei der Anita mache. Und bei der heiligen Firmung - da streichelt Euch der liebe Gott, weil er Euch lieb hat. Wenn ich also mit diesem heiligen Öl ein Kreuzchen auf die Stirn mache, streichelt Euch der liebe Gott ...“

Wie ich dann zur Firmung hinuntergehe, komme ich zu einem Buben, den die Mutter mühsam in den Armen hält, um die fahigen Bewegungen des Spastikers einigermaßen im Griff zu haben. Und wie ich das Kreuz mit dem heiligen Öl auf die Stirn machen will, verzerrt sich sein Gesichtchen - ich weiß nicht, daß das ein Lächeln sein soll -, und er gurgelt mühsam hervor: „*Scht-reicheln* ...“

Und aus dem Mundwinkel rinnt ein wenig Speichel auf den schönen Festtagsanzug. Die Mutter nimmt das Taschentuch und wischt ihn ab, und dann gebraucht sie's gleich noch einmal, um ihre Tränen abzuwischen.

Das hätte sie nicht tun müssen.

Die Tränen der Mutter eines behinderten Kindes blitzen vor dem Altar viel kostbarer als Brillanten auf einem Bischofskreuz ...

Q: Reimmichls Volkskalender für das Jahr 2002, Südtiroler Ausgabe, Bozen

Gesegnete Weihnachten 2011

wünscht

das Redaktionsteam des „Hachberg-Mosaik“

Härzli Mond un Stärnli

eine Adventsgeschichte in Eichstetter Mundart

Erna Sonner

Dr Andrees isch innere Zit un imme Hüüs uffgwagse, wu vum Spare nit nur gschwätzt wore isch. Mr het zerscht ämol vrsöächt mit däm üsszkumme wu d Arbet im Stall un uff dr Fälder ribrocht het. Am Hungerdöäch hän si nit grad gnaggt aber s isch viil bscheidener zögänge weä hit.

Im Advant het dr Andrees sinem Großili immer ghulfe bim Linzerdarde un Bredli bache. Ganz eifachi Zuckerbredli. Härzli, Mond un Stärnli. Deä Zit heter als küüm vrwarte kenne.

Un drno, wuner amme Mittag üss dr Schöäl heimkumme isch, hets Großili scho dr Bredlideig zämmegnätet gha. Vorem Kuchifänschter ischer gläge, innere große Schissle. Miteme Däller druff, daß d Vegel nit drarumbicke kenne. Dr Nüddelille, s Mähli, d Fermli, s Waalholz un d Köächebläch sin scho uffem große Stubedisch grichtet gsi. Nadirlig noch ä Schissili mitem vrgläpperete Eigäl, wu mr iber dr Deig striicht, daß d Bredli ä scheeni Farb greäge.

Alla - dr Andrees het d Ärmel nuffgschtilpt un sogar ä Schurz agleit. S isch jo grad ke Maidli um d Wäg gsi. „Gäll, ich derf dissmol üsswaale?“ heter bättlet. „Nanaj“ het s Großili gsait, „des het kei Wärt. Dü gnotschesch solang mitem Deig umenander, bis mrä in dr Saükibel ghäje kenne. Kumm, hilf dü leäber üsschtäche!“ Vor lüdder Vorfried heter jetz garkei Mutschkopf ani-drucke welle, un het sich nit zweimol heiße lo.

S git halt Zitte im Johr, wu üssem ungattigschte Beckli s brevscht Schefli wird. „Drfir därfi nochhär gli ens brobeäre!“ het dr Böä blogt. „Wäge mir“ het s Großili gmeint. Un drno hän si mitnander losgleit.

Dr Deig üssgwaalt, Härzli, Mond un Stärnli üssgschtoche, uffs Bläch gleit Eigäl druffpinslet, s voll Bläch in dr Ofe gschobe, uff d Ühre glöägt, s negscht Bläch grichtet... Des isch gloffe weä gschmeart. Dr Andrees het üssgsähne weä ä Ängili, well d Rüsche an dr Schurztreger weä Fligili in d Hächi gschtande sin. Ä Ängili miteme vrbäbte Geschli vum Schnaige.

S Großili het drno mol ab dr Bei meäße un isch uff deä warm Kunscht ghockt. Dr Gleit het drwilscht allei wittergmacht. Erscht wuner kei Antwort meh greägt het, heter gmerkt, daß sii Großili iigschlofe isch. PSCHT!!! Ganz lislig het dr gleit Breedlibeck mitem Deig rumpflimlet. Härzli, Mond un Stärnli gmacht.

Des isch doch kei Häxewärk. Uff jeder Fall heters au fertigbrocht. Alli Bretli sin grode. Nur ei einziges Bläch voll het äwengili zwill Farb vrwitscht. S Großili het sich uff dr Kunscht erscht wiider bewegt, wuner fascht fertig gsi isch. „He, jetz möäbes mi grad äweng gnumme ha“ hets gähnt. Un dno vrwunderet uft dr Disch glöägt. „Ja - ja was isch dänn do gange“, hets vrschrocke gfrogt, „sin wumilig Heinzelmännli do gsi - i ha gmeint deä gits nimmi?“ Dr Andrees het vu nit gwißt. „Weisch Großili“ heter gsait, „zöä uns kenne si röihg noch kumme. Mir ässe d Ärbli leäber, weä daß mr si uff d Stäge streie.“ S Großili het glacht, un ischem mit dr rüä Hand iber dr Kopf gfahre.

So isch des gsi, un Ihr wisse jetz Bscheid, weäs dert ämol ins Großilis Stube mit dr Heinzelmännli zögänge isch.

Aber gäll - Ihr vrrote des nit !



s Chrischtkindli un de Belzeniggl

(altes, fast vergessenes Weihnachtsbrauchtum in Emmendingen,
Windenreute bis ins Elsass und der Ortenau)

Herbert Burkhardt

Die Älteren unter uns erinnern sich noch:
Wenn es am Heiligen Abend draußen vor der Tür
silberhell klingelte, kündigte sich
s **Chrischtkindli** an und betrat zusammen mit dem
Belzeniggl die Stube.

s **Chrischtkindli** in Gestalt
eines gar zärtlichen Fräuleins
mit hoher Stimme und von Kopf
bis Fuß ganz in Weiß gekleidet.
Ein weißes langes Hemd, weiße
Schuhe, Strümpfe, Handschuhe
und als Schleier ein weißes
durchsichtiges Tüchlein auf dem
Kopf. Ein kleines silbernes
Glöcklein, das immer dazu
gehörte, trug es in der Hand.

Der **Belzeniggl**, andernorts auch
Biggesl, Hanstrapp oder Knecht
Ruprecht genannt, war in
unserer Gegend der Begleiter
vom Chrischtkindli und eine gar
Respekt einflößende Person.
Denn er war ver mummt mit
einem langen Mantel, tief ins
Gesicht gezogene Kapuze, aus
der ein weißer Bart hervorlugte.
Auch hatte der **Belzeniggl** einen
großen Sack dabei und eine Rute aus Birkenreisig.
Im Sack steckten Geschenke, auch drohte er „Böse
Buben“ hineinzustecken.



s Chrischtkindli. Bild aus dem Elsass von Hans Matter

Je nach Ortschaft trat auch der **Belzeniggl** in einem
langen, breiten Flachs- oder Jutesack auf, dessen
Ecken zu einer weit ins Gesicht ragenden Kapuze
gefaltet waren. Um den

Bauch hatte er anstatt eines
Gürtels eine lange rostige
Kette geschlungen, die
schauerlich rasselte.

Das **Chrischtkindli**
verkörpert keineswegs das
Jesuskind oder den
Weihnachtsengel, sondern
stammt aus unserer
heidnischen Vergangenheit.
Die Vermutung liegt nahe,
dass es sich um die einst viel
geehrte, Glück und Segen
bringende, römisch-
griechische Frühlingsgöttin
Maja handelt, nach der die
Maien (Blumen) und auch
der Wonnemonat Mai
benannt sind. Die
Überzeugung, dass die
Kinder gut und fromm
werden, bei Berührung an
ihrer Stirn und
Schulter, entspricht dem

heidnischen Glauben an Zauberstäbe, die auf alle
Dinge, die sie berühren, wunderbare Eigenschaften
übertragen können. Zwischen Zauberstab und Rute
bestehen vermutlich Zusammenhänge.

Als Aadenke an de alt Niederemmedinger **Belzeniggl**
e ganz uralts Kinderschbrichli vum Großili:

Belzeniggl, bum bum bum,
hau diä beese Büewe rum!
Hau diä brave Maidli nit,
bringene scheeni Sache mit!

Schdell de Esel undr de Disch,
aßr Hei un Hawr frißt.
Hei un Hawr frißtr nit –
Zuckerbredli kriägtr nit!

Köndringer Pfarrerssohn gegen Christbaum

Siegfried Peter

Seit etwa 400 Jahren ist der Christbaum eines der wichtigsten Symbole für die Weihnachtszeit. Wann dieser Brauch entstanden ist, kann heute nicht mehr genau ermittelt werden. Wir können jedoch mit ziemlicher Sicherheit davon ausgehen, dass der Christbaum zuerst am Oberrhein und vor allem im Elsaß heimisch geworden ist. Anfangs wurde der Baum mit Gebäck und Äpfeln behängt und vorwiegend in den Wohnungen aufgestellt. Erst im 20. Jahrhundert hat er, geschmückt mit bunten Kugeln und Kerzen, die öffentlichen Plätze und Gebäude sowie Büros und Fabrikhallen erobert. Damals wie heute gab und gibt es Menschen und Institutionen, die sich gegen die Verweltlichung des Weihnachtsfestes wehren. Während heute vielfach vor übermäßigem Konsum und Verschwendung gewarnt wird, fürchteten vor 400 Jahren die Gegner des Christbaums einen Rückfall in heidnische Sitten. Einer ihrer Wortführer war der am 24. März 1603 in Köndringen geborene **Johann Conrad Dannhauer**.

Er war ein Sohn von M. Conradus Dannhauer, der von 1600 bis 1616 als evangelischer Pfarrer in Köndringen tätig war. Dieser kam möglicherweise aus Frankreich und war offensichtlich ein sehr gebildeter Mann. Seine Einträge im Kirchenbuch sind in lateinischer und französischer Sprache verfasst. Johann Conrad Dannhauer besuchte in Straßburg das Gymnasium und studierte danach an den Universitäten Marburg, Altdorf und Jena Theologie. Im Jahre 1629 wurde er Professor in Straßburg, vier Jahre später Pfarrer und Domherr am Straßburger Münster. Einer seiner Schüler war Philipp Jakob Spener, der später zu einem der bedeutendsten Vertreter des Pietismus in Deutschland wurde. In den Jahren 1642 bis 1646

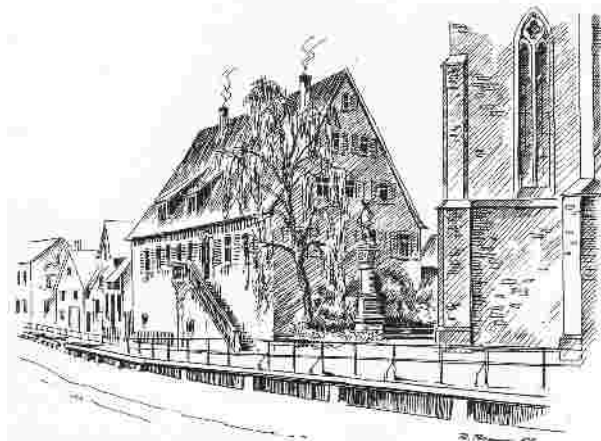
verfasste Dannhauer die Schrift

„Katechismusmilch“, in der er sich in scharfer Form gegen den Christbaum wendet. Da heißt es zum Beispiel:

„Unter anderen Lapalien, damit man die ganze Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachts- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und hernach schütteln und abblümen (plündern) lässt: wo diese Gewohnheit herkommt weiß ich nit, es ist ein Kinderspiel. Viel besser wäre es, man weihte die Kinder auf den geistigen Cedernbaum Jesum Christum.“

Diese Epistel findet man auch heute noch in einschlägigen Schriften und seit einigen Jahren auch im Internet. Geholfen hat sie, wie wir wissen, nicht. Andere Pfarrer, aber auch Dichter und Schriftsteller haben die Verbreitung des Brauches gefördert. Im alemannischen Sprachraum war es Johann Peter Hebel, der in seinem Gedicht „Die Mutter am Christ-Abend“ beschreibt, wie diese den Baum „im Chämmerli“ holt und mit „Lebkueche-Ma“, „Gitzili“, „Mummeli“ und „Bluemli“ schmückt. Gegenwind kam im 19. Jahrhundert von den Forstbehörden. Diese mussten es immer wieder erleben, dass in der Vorweihnachtszeit im Wald unzählige Jungtannen gestohlen wurden. In Schlesien ersuchte damals der Oberforstmeister von Wedel seinen Landesherren er möge ein Verbot gegen das „Ausräubern des Waldes“ erlassen.

Bis ins 20. Jahrhundert galt in weiten Bevölkerungskreisen der Diebstahl von Christbäumen als Kavaliersdelikt. Erst durch die gezielte Anpflanzung von Tannen in Baumschulen ist auch dieses Problem gelöst worden.



Pfarrhaus in Köndringen (Zeichnung R. Braun)

Neujahrsbrezel-Würfeln

Günter Schmidt

Das Neujahrsbrezel-Würfeln ist ein alter Brauch, der auch in Emmendingen zum Jahresende/Jahresanfang noch immer ausgeübt wird. Man kennt verschiedene Spielregeln. Nachfolgend ist die Variante beschrieben, nach der die alten Emmendinger „Schlossersträßler“ ihre Brezeln auswürfeln:

Allgemeines:

Es werden beim Bäcker so viele Brezeln (Größe ca. 500g/Stück) gekauft, wie Personen am Würfelspiel teilnehmen. Der Brezelbeschaffer streckt zunächst den gesamten Kaufpreis vor. In einer Gaststätte wird dann um Geld gewürfelt und zwar so lange, bis der gesamte Kaufpreis wieder eingespielt und an den Brezelbeschaffer übergeben ist. Danach wird das Spiel beendet, und jeder Teilnehmer erhält (s)eine Brezel. Wer Glück im Spiel hatte, erhält somit seine Brezel günstiger als der Kaufpreis, Verlierer zahlen jedoch drauf. Gewinnen oder verlieren - so ist's halt beim Spielen.

Regeln:

Gewürfelt wird mit drei Würfeln im Lederbecher, weitergegeben wird im Uhrzeigersinn. Der Verlierer einer „kostenlosen“ Vorrunde beginnt mit dem Spiel. Grundsätzlich werden die Augen aller drei Würfel addiert.

Es gibt zwei Zählarten der Würfelaugen. Welche zu gelten hat, wird zu jeder Spielrunde neu angesagt:

1 „HOCH“: Hier werden Sechser mit 60 Augen, Einser sogar mit 100 Augen gezählt. Zweier bis Fünfer werden mit der normalen Augenzahl gerechnet. Drei Sechser zählen somit 180 Augen, drei Einser sogar 300 Augen.

2 „TIEF“: Hier haben alle Würfelaugen ihren normalen Zählwert. Die maximale Augenzahl ist somit 18, die minimale 3.

Der jeweilige Spielrunden-Beginner gibt also „Hoch“ oder „Tief“ vor und würfelt. Das Ergebnis seines Wurfes ist dann die Vorgabe für diese Spielrunde. Verloren hat, wer diese Vorgabe von allen Spielern bei „Hoch“ am meisten unter- bei Tief jedoch am meisten überschreitet. Über- bzw. unterschreiten alle folgenden Spieler die Vorgabe, so hat der Vorgabespieler verloren.

Der jeweilige Verlierer ist immer neuer Spielrunden-Beginner.

Die Höhe des Spieleinsatzes wird von den Teilnehmern vor Spielaufnahme generell festgelegt. Bei vielen Spielern (über ca.10) -jedoch wenig Zeit- wird derzeit pro Runde jeweils um 50 Cent, bei wenigen Spielern -jedoch viel Zeit- um jeweils 20 Cent gespielt. Meist wird jedoch um 20 Cent gespielt.

Einige (gesammelte) Infos zur Herkunft des Brauches

- Der Brauch ist alt und weit verbreitet, besonders im Hessischen. Die Herkunft ist nicht eindeutig geklärt. Früher wurden die Brezeln in den örtlichen Bäckereien ausgewürfelt, später verlagerte man den Brauch in Gasthäuser und Vereinsheime. Die Spielregeln können sehr unterschiedlich sein.
(Q.: Internet)

- Weit verbreitet war die Gewohnheit, Neujahrsbrezeln zu backen, und die kann man vielerorts auch heute noch kaufen. Oft wurden sie in der Silvesternacht im Wirtshaus ausgewürfelt, junge Männer schenkten sie ihren Mädchen. Es wird auch berichtet, daß man z.B. in der Esslinger Gegend wenig beliebten Mädchen auch Spottbrezeln ans Scheunentor malte.
(Q.: Schwedt, Schwäbische Bräuche, Kohlhammer-V. 1984)

- Im Schwarzwald und auf der Baar werden am Altjahresabend in den Wirtschaften Brezeln ausgewürfelt, „ausgebascht“, wie man sagt, und oft wandert einer, dem die Würfel hold waren, mit einem ganzen Armvoll solch gewonnenen Backwerks heimwärts. **Die großen Neujahrsbrezeln galten in ganz Baden von jeher als Glück verheißende Neujahrgaben.** Nicht selten werden auf dem Lande die Obrigkeiten mit einer solchen Neujahrsbrezel bedacht. Diese Sitte des Schenkens einer Brezel erleben wir bei dem seit über zwanzig [inzwischen 50] Jahren üblichen Brauch der Landbevölkerung, wenn am ersten Arbeitstag des neuen Jahres Trachtenabordnungen aus dem südbadischen Raum den „Hohen Herren“ in Freiburg ihre Neujahrswünsche überbringen.
(Q.: Reinhardt, Brauchtum im Schwarzwald; Badenia-V, 1971).

- Ein kindlicher Übergabespruch aus der Ortenau für den Bürgermeister lautet: „Ich wünsch Euch viel Glück im neue Johr, un bring e Brätschel fascht so groß wie ne Schiiretor“.
(Q.: mündl.. G. Schmidt“)

Der „rohe und gefährliche“ Brauch des Neujahrschießens

Siegfried Peter

Schießen und Feuerwerk gehören zu Altsjahrsabend bzw. Sylvester, wie der Christbaum zu Weihnachten und der Hase zu Ostern. Das Feuerfest zum Jahreswechsel hat germanische Wurzeln und wurde nach der Überlieferung schon vor nahezu 2000 Jahren gefeiert. Nach der Erfindung des Schießpulvers sind Böller und farbiges Feuerwerk dazu gekommen. Damit sollten die bösen Geister des alten Jahres vertrieben werden, zum Neue Jahr gab und gibt es auch heute noch gute Wünsche für Glück und Gesundheit. Im Verlauf der Jahrhunderte haben sich für Sylvester und Neujahr noch weitere Bräuche etabliert, zum Beispiel Platzkonzerte der örtlichen Musikvereine und Läuten der Kirchenglocken um Mitternacht, oder Bleigießen. Schießpulver, Feuer und Feuerwerk sind gefährlich, deswegen war die Obrigkeit schon in früheren Jahren bestrebt, das fröhliche Treiben einzuschränken. Vor 160 Jahren wollten die Behörden im Großherzogtum Baden das Schießen in der Neujahrsnacht ganz unterbinden, schreckten aber vor einem generellen Verbot zurück. So heißt es in einem Schreiben des Oberamtes Emmendingen an die Bürgermeister der umliegenden Gemeinden aus dem Jahre 1843:

„Dass der rohe und gefährliche Gebrauch des Neujahrsschießens in der letzten Neujahrsnacht in den meisten Gemeinden unterblieben sei, in anderen sich bedeutend vermindert habe, erfülle das Amt mit hoher Freude, da dies ein unwidersprechlicher Beweis der fortgeschrittenen Bildung und Gesittung

der männlichen Jugend ist.“ Nur in den Orten Heimbach, Bahlingen, Köndringen, Malterdingen und Windenreute sei das Neujahrsschießen nicht gänzlich unterblieben. Man erwarte daher von den Ortsvorständen, dass sie darauf hinwirken, dass die männliche Jugend ihrer Orte die andern zum Muster nehmen und für die Zukunft dem gefährlichen Gebrauch des Schießens bei feierlichen Gelegenheiten gänzlich entsagen.

In der Erkenntnis, dass sie mit klugem Entgegenkommen bei der schießfreudigen Jugend das verfolgte Ziel besser erreichen kann, schrieb die Behörde ein Jahr später:

„Wenn die männliche Jugend auf den rohen Gebrauch des Neujahrschießens verzichtet, so ist man geneigt, ihr auf den Neujahrstag oder einen der nächsten Sonntage Tanzmusik zu bewilligen, wenn der Ortsvorstand und das Pfarramt attestieren, dass in der Neujahrsnacht nicht geschossen wurde. Ebenso überlässt man es dem Ortsvorstand, die Polizeistunde bis ein Uhr zu verlängern, solange Ruhe und Einigkeit herrscht und nicht geschossen wird.“

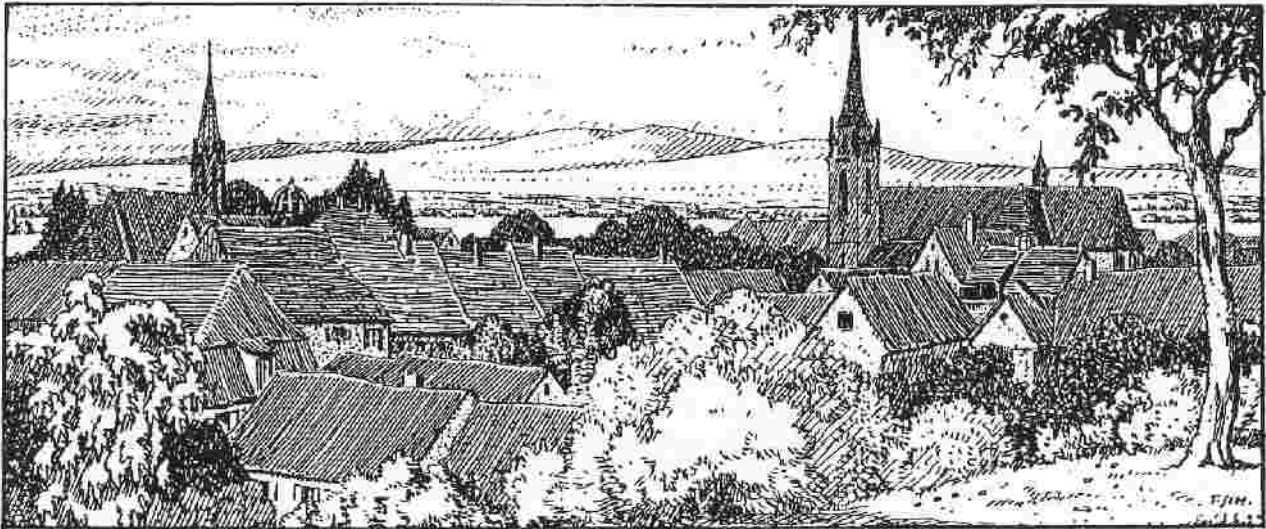
Der Erfolg blieb nicht aus. Im Januar 1847 konnte der Köndringer Gemeinderat dem Oberamt erstmals berichten, dass an Neujahr nicht geschossen wurde. Ein Jahr war das Entgegenkommen der Behörde vorbei. Die Badische Revolution von 1848/49 brachte die Gelegenheit, Schießen generell zu verbieten und alle Waffen einzuziehen.



Köndringen, Altes Rathaus und Kirche (Zeichnung R. Braun)

Rückblick und Ausblick

(aus dem EM-Heimatkalender auf das Jahr 1952)



Emmendingen um 1920

(Zeichnung: Ekkart 1921)

Emmendingen wächst - wir lasen es bereits im Geleitwort unseres Bürgermeisters - und baut. Ist je soviel in unserer Stadt gebaut worden? Wieviele Wohnhäuser allein sind neu erstanden! Auf dem Bürkle, der Bleiche, an der Wöplinsberger Straße, in der Kandel-, der Hochburger-, der Romaneistraße, droben im „Himmelreich“ und drunten in Nieder-Emmendingen - überall wuchsen sie empor, die schmucken Villen, Reihenhäuser, Siedlungsbauten.

Aber nicht nur Wohnungen, auch Geschäftshäuser wurden und werden gebaut, so in der Lammstraße, wo die oben abgebildeten alten Häuschen von Stöhr, Hut-Hetzel und Schuh-Zipse daran glauben mußten; an ihrer Statt ersteht ein neuzeitlicher Bau, der sich mit seiner Front von Läden prächtig der Nachbarschaft anpassen wird. Mit besonderer Freude wurde in Emmendingen auch ein stattlicher Industriebau begrüßt, den die alte Hamburger Firma Langensiepen an der Freiburger Straße aufgeführt hat, um ihre Fabrikation der bekannten Upat-Dübel künftig bei uns zu betreiben.

Und noch ein Bau weckte besondere Teilnahme. In vorbildlichem Einsatz eigener Kraft schuf sich die evangelische Jugend das schon so lange ersehnte Jugendheim hinter dem Pfarrhaus in der Lammstraße; es wurde am 3. Juni eingeweiht. Auch die katholische Gemeinde geht ans Werk: über's Jahr hoffen wir von ihrem neuen Gemeindehaus berichten zu können, das demnächst erstehen soll. Emmendingen wächst. Das gilt auch für die Leistungen seiner Geschäftsleute.

Wohl noch nie waren die Schaufenster, so schön und elegant geschmückt und beleuchtet wie jetzt. Wohl noch nie gab es - um nur ein besonders

bemerkenswertes Beispiel anzuführen - eine Modenschau wie die im Oktober, in der das Textilhaus Blum-Jundt, das Modehaus Schachenmeier, das Pelzhaus Schwörer, der Hutsalon Waldner, der Friseursalon Wolf, das Schmuck-Fachgeschäft Feltgen, das Lederwarenhäuser Stelz, das Schuhhaus Zipse, das Blumenhaus Hambrecht und die Möbelwerkstätten Schneider ihre selbst den Fachmann überraschende Leistungsfähigkeit unter Beweis stellten. Nein - eine Kleinstadt ist Emmendingen längst nicht mehr!

Noch ein Symptom! Wohl noch nie hat das Gaststättengewerbe solche Anstrengungen gemacht, mit der Zeit mitzugehen. Nach dem Hotel „Krone-Post“, der „Blume“ und den - wie „Bautz“ heute heißt - Blumesälen, dem Gasthaus „Drei Linden“, dem „Löwen“, dem „Ochsen“ und dem „Rebstock“ ist das Gasthaus „Zur Bleiche“ neu erstanden, sind „Engel“, „Fuchs“, „Grüner Baum“, „Markgraf“, „Sinnerhalle“ zum Teil von Grund auf erneuert worden und so schmuck, so behaglich eingerichtet, daß man nun schon bald nicht mehr weiß, wo man netter sitzt, besser aufgehoben ist.

Gefördert, wenn nicht ermöglicht wurde diese große, erfreuliche Erneuerung wohl durch eine Zunahme des Fremdenverkehrs, wie sie Emmendingen ebenfalls noch nicht erlebt hat. Gegenüber der Vorkriegszeit verdreifachte sich die Zahl der Fremden, die in Emmendingen übernachteten. Die Zahl der Tagesbesucher ist überhaupt nicht abzuschätzen. Man darf darin einmal die Wirkung der stillen aber stetigen Werbung erblicken, die der Verkehrsverein nach wie vor

betreibt, sodann aber auch die Wirkung der ganz wesentlich gewachsenen Tatkraft der Vereine. Fußball-, Tennis-, Tischtennis-, Turn- und Schwimm-, Leicht- und Schwerathletik-, Rad- und Motorsport-Wettbewerbe zogen immer wieder auswärtige Vereine und Kameraden herbei, und was der Sport so im Kleinen schaffte, das vollendeten im Großen diesmal die musikalischen Vereinigungen.

Der Stadtmusikverein gestaltete Pfingsten seine 90-Jahr-Feier zu einem Volksfest, wie es Emmendingen bis dahin wohl kaum erlebt hat. Zahlreiche auswärtige Kapellen, darunter - besonders stürmisch begrüßt - die Luzerner Stadtmusik kamen herbei, um im ersten Preisspiel des Oberbadischen Musikverbandes ihre Kräfte zu messen. Den Höhepunkt bildete ein Festzug, der allein 15000 Zuschauer herbeilockte. Anfang Juli bzw. Mitte August folgten die Sängerrunde Hochberg, die die Weihe einer neuen Fahne und ihr 115jähriges Bestehen zugleich feierte, und der Volkschor „Liederkranz“ mit seiner 50-Jahrfeier.

Auch sie brachten zahlreiche fremde Vereine nach Emmendingen. Weitere Tausende zog der Tag der Heimat herbei, den der Bund der heimatvertriebenen Deutschen am 5. August feierte.

Waren schon die erwähnten volksmusikalischen Veranstaltungen Ausdruck eines ernsten, zielbewußten Kulturwillens, so nicht minder diejenigen, die das Volksbildungswerk bot. Ihm gelang es im Januar, endlich das seit langem fällige Emmendinger Kammerorchester zu bilden. Unter Leitung von Studienrat König-Freiburg ist es seither schon mehrfach in Erscheinung getreten, so am 26. Juli mit einem Konzert „O musica, du edle Kunst.“. Ostern fand in der katholischen Kirche eine weihvoll festliche Aufführung von Schuberts G-Dur-Messe, im Oktober unter der bewährten Leitung von Musikdirektor Otto Schieck in der Evangelischen Kirche eine Aufführung von Händels „Messias“ und am 25. November wiederum in der Katholischen Kirche eine Aufführung der „Sancta Elisabeth“ unter Leitung des Komponisten Franz Philipp, statt.

Sechzig plus (1951 – 2011)

Ein besonderer Schatz der Hachberg-Bibliothek ist die vollständige Sammlung des „Emmendinger Heimatkalenders“, der in den Jahren 1950 bis 1992 erschien.

Nirdendwo sonst können die Emmendinger die Vergänglichkeit dieses Zeitabschnittes besser verfolgen, als in der alljährlich fortgesetzten Reihe „Rückblick und Ausblick“. Besonders die heutigen Leser, die dem Lebensalter entsprechend als „Sechzig plus“ einzustufen sind, können aus den Jahresberichten, teils mit tiefer Erinnerung, teils mit verständnisvollem Schmunzeln, ihr Gedächtnis auffrischen und sich in eine „gefühlte“ andere Welt versetzen lassen. An Weihnachten 1951, also vor nunmehr 60 Jahren, lag wiederum ein neuer Jahrgang des „Emmendinger Heimatkalendes“, diesmal der 3. Jahrgang 1952, auf dem Gabentisch. Gerade der in dieser Folge enthaltene Rückblick auf das Jahr 1951 strahlt nach den Wiederaufbaujahren, dem Aufleben von Industrie, Handwerk, Handel, dem Fortbestehen und der Neugründung des Vereinswesens und dem Wiederaufblühen der Kultur eine tief gehende Faszination aus, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollten.

Die „Macher“ des Hachberg-Mosaik

Das Winterhalbjahr des Volksbildungswerks, das sich eines wachsenden Zuspruchs erfreut, begann wieder mit Universitätstagen, veranstaltet von den Emmendinger Freunden der Universität Freiburg.

Was ist noch zu berichten? Daß am 6. Februar erstmals wieder nach vielen Jahren ein Emmendinger Elferrat unter Vorsitz von Theodor Toussaint im Ochsenkarren vom „Löwen“ zum „Bauzen“ fuhr, um dort den Bockfrühschoppen zu starten; daß ebenfalls im Februar die Emmendinger Schützengesellschaft unter Vorsitz von Zimmermeister Wilhelm Müller wiedergegründet wurde, nach 1672, 1730 und 1857 nunmehr zum vierten Male; ferner, daß das Wehrle-Werk im Juni sein 90jähriges Bestehen feierte. Noch vieles war los, manchmal schon fast ein wenig zuviel. Aber die Emmendinger haben tapfer und festefreudig wie immer durchgehalten.

Als letzte große und eindrucksvolle Veranstaltung und Kundgebung des ehrbaren Handwerks fand am 11. November unter Leitung von Kreisobermeister Wilhelm Strübin ein Handwerkertag statt, bei dem 55 Jungmeister freigesprochen und verdiente Handwerksmeister geehrt wurden.

Übrigens ist 1951, gleich den eingangs erwähnten Häusern, noch ein Stück Alt-Emmendingen ausgelöscht worden: Das letzte Stück des Stadtbächle oder - wie es in „Hermann und Dorothea“ heißt - der „wohlverdeckten Kanäle“ in der Lammstraße, ist im Frühjahr zugeschüttet worden. „Das alte stürzt, es ändert sich die Zeit . . .“

Und was bringt 1952? 300 Jahre „Krone-Post“, 150 Jahre Stuck-Wagner, 100 Jahre „Lamm“ als Familienbesitz der Hartmänner, 100 Jahre Buchbinderei Blenkner, 50 Jahre Rad- und Kraftfahrerbund „Solidarität“ und gewiß noch so manches, was wir nicht ahnen. Emmendingen wird weiter bauen, wachsen, schaffen und feiern nach der Losung „Saure Wochen, frohe Feste“. Denn die sauren Wochen werden im neuen Jahr so wenig ausbleiben wie im alten.

Der Amsenhof (Bramshart/Bromshart)

Heiner Eckermann



Zeichnung: Bernd Kellner (2011)

Anno 1184 wurde der *Bramshart* (Amsenhof) als Besitz des Klosters Tennenbach von dem Papst Lucius III. bestätigt. Die drei Brüder Walter, Kuno und Heinrich Brenner hatten dem Kloster ihre Besitzungen auf dem *Bramshart* verkauft. Auch Heinrich von Emmendingen, ein Ministeriale des Grafen Berthold von Nimburg, hatte dort Besitz, den er den Tennenbachern übereignete.

Das Tennenbacher Güterbuch von 1341 nennt auf dem *Bramshart* vier Hofgüter. Der Pächter und Bebauer des ersten Gutes war *Wernher de Slupfingen*. Er bewohnte ein altes Haus mit Garten und bewirtschaftete 2 Obstbaumgärten, 17 Juch Ackerfeld, 4 Juch Matten und 12 Juch Wald.

Das zweite Lehen, ein *Hofgesesse*, ebenfalls mit Haus- und Obstbaumgarten gehörte *Jacobi de Bramshart*. Zu diesem Hof gehörten 25 Juch Ackerfeld, ½ Mannsmahd Wiese und 18 Juch Wald.

Das dritte *feodum* (Lehen) mit Haus, Hof, Scheune und Gärten hatte *Adelheit Hohsprünge* in Pacht. Dazu gehörten 16 Juch Ackerland und 2 Juch Wald.

Das vierte *Hofgesesse* hatte *R. sacrista* und nach ihm sein Sohn *C. sacrista* (Sigrist) in Besitz. Dieser Hof grenzte an den von *Adelheit Hohsprünge* und an das *lehen von Keppenbach*. Diese Angrenzernennung zeigt, dass auch die Herren von Keppenbach auf dem *Bramshart* begütert waren. Zu dem Hof des *R. sacrista* gehörten 16 Juch Ackerfeld

und 2 Juch Matten. Zu diesem vierten Lehen hatte später Frater Johann Meiger noch 1 Juch Matten und für das zweite Lehen 4 Juch Matten und eine kleine Wiese von geringem Wert nachgetragen.

Neben den üblichen Abgaben an Feldfrüchten und Geld waren diese Erblehen dritteilpflichtig und außerdem mit *herarium* (Erschatz) und *mortuarium* (Todfall) belastet.

Der Hofname *Bramshart* geht auf den Personennamen *Bramshart* zurück. Einer der frühen Pächter des Hofes hieß *H. Bramshart*. Es wäre aber auch denkbar, dass die Namensgebung im Hinblick auf die Lage und das Umfeld des Hofes getroffen wurde. Ahd. *prama*, mhd. *brāme*, *brēme* = Brombeerstrauch. Mhd. *hart* = Wald, Bergweide, Weidewald. In diesem Falle wäre der Familienname „*Bramshart*“ auf den Namen des Hofes zurückzuführen. Anno 1591 erscheint *Veltin Ambs* als Pächter des Hofes. Nach ihm wird der Hof nun „*Ambshof*“ und später „*Amsenhof*“ genannt.

Durch Streitigkeiten zwischen dem Kloster Tennenbach und dem markgräflichen Oberamt in Emmendingen bedingt, ließ Abt Maurus Berier (1765 – 1782) eine Schrift anfertigen, in der die Freiämter Klosterbesitzungen aufgezeichnet wurden. Hiermit sollten die Tennenbacher Ansprüche auf die entsprechenden Abgaben bewiesen werden. In dieser Auflistung erscheint

auch das Hofgut *Brombshardt*. Als Besitzer werden aufgeführt:

Anno 1530 Georg Steinhauer, 1550 Peter Syderer, 1591 Veltin Ambs, 1634 das Gotteshaus Tennenbach selbst, 1655 Andreas Zimmermann, Vogt von Sexau, 1660 Rudolph Rubacher, 1661 Mathis Gysi, 1686 Andreas Zimmermann, 1694 Georg Schueler, 1695 Benedikt Thurner, 1698 Philipp Blum, 1730 Mathis Blum, 1770 Johannes Blum und 1781 Andreas Gerber.

Weitere Hofbesitzer sind in der "Geschichte des Dorfes Mundingen" von Hans Wagner aufgelistet: 1782 Andreas Blum, 1832 Gottlieb Blum, 1868 Paul Blum, 1900 Heinrich Eduard Blum, 1925 Karl Markstahler, 1945 Christine Markstahler, 1954 Edmund Molenda. Heute wird der Hof von Paul Molenda und seiner Familie bewirtschaftet.

Der Amsenhof liegt, wie auch der Huttenhof, auf Mundingener Gemarkung, eingebettet in eine reizvolle und aussichtsreiche Landschaft, zwischen Landeck und Freiamt.

Literatur: Herbst, Chr. Phil.: Geschichte des Dorfes Mundingen, 1856, S. 3 f. und S. 13

Neugart, Trudpert: Episcopatus Constantinensis Alemannicus sub metronoli Moguntina Freiburg, 1862, S. 595 f.

Walther, Ernst: Ortsgeschichte von Freiamt 1903, S. 25 ff.

Bastian, Johanna: Die Höfe des Klosters Tennenbach im Freiamt und ihre Besitzer im 16. bis 18. Jahrhundert. In: Alemannische Heimat, Nr. 24, 1935

Wellmer, Martin: Der Vierdorferwald bei Emmendingen 1938, S. 89

Kobeles, Albert: Ortssippenbuch, Freiamt, 1954/1977

Tennenbacher Güterbuch (1317 – 1341). Bearbeitet von Max Weber u. a. 1969, S. 82 ff.

Wagner, Hans: Mundingen, Geschichte des Dorfes, 1983, Band II, S. 141 ff.

Worterkarungen:

Dritteil = Wenn ein Erblehenhof nicht vom Vater auf den Sohn vererbt, sondern verkauft wurde, musste der Dritteil entrichtet werden. Ursprünglich war das der dritte Teil der Kaufsumme, den das Kloster zu beanspruchen hatte.

Erblehen = vererbliches Lehen.

Feodum = Lehen.

Herarium (Ehrschatz) = Abgabe beim Wechsel des Inhabers oder des Herrn.

Juch (Juger, Juchert, Juchart) = altes Ackerma, kommt vom lat. Jugum (Joch), das ist soviel Land als man mit einem Joch Ochsen an einem Tag zu pflügen vermag = ca. 36 Ar.

Mannsmahd = Flächenmaß für Wiesen und Matten, ca. 29 Ar.

Mortuarium (Todfall) = Abgabe beim Tode des Lehennehmers an den Herrn, bestehend aus dem besten Stück Vieh (Besthaupt), oder dem besten Gewand (Bestkleid), später durch Geldzahlung abgelöst.

Herleitung des Namens „Ams“

Ams, mit Gleitlaut Ambs < mhd. am
= Ameise, s. d. Danach auch Flurname.
– 1407 Ruodin Ams, Schuhmachersge-
selle zu Kolmar: ZfGO. XLV, 133. –
1510 Pantlin Am, Vogt zu Altsimons-
wald (Waldkirch): KTW. II, 999. –
1571 Thomas Ams aus Waldkirch

Auszug aus: „Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Familiennamen“, Brechenmacher, 1961

Die Markgraf Jakob-Glocke im Waldkircher Rathaus-Turm

Annerose Bauer

Erste Spuren: Im Nachlass des unvergessenen Karl Lapp, langjähriger Schriftführer des Vereins zur Erhaltung der Ruine Hochburg e.V. befindet sich ein Aktenvermerk aus dem Jahr 1959 über ein Gespräch mit dem früheren Waldkircher Stadthistoriker und Kreisdenkmalpfleger Hermann Rambach. Erwähnt wird die größere der beiden Rathausglocken mit der Inschrift „Meister Marx Metzger goß mich zu Straßburg anno domini 1590“ und die Buchstaben J. M. Z. B. V. H., was bedeutet Jakob (III.) Markgraf zu Baden und Hachberg. Außerdem ist die Glocke mit dem Hachberger Wappen verziert. Sie ist 50 cm hoch, hat 51 cm Durchmesser und ein Gewicht von 79 kg.

Wie kam die ehemals Vorderösterreichische Stadt Waldkirch gerade zu diesem Relikt aus dem seinerzeitigen Markgräflich-Hachbergischen "Ausland"?

Erste Nachforschungen: Zuerst erfolgte im Jahr 2011 eine gründliche Inaugenscheinnahme durch Mitglieder der Emmendinger Hachberg-Bibliothek e.V. mit Unterstützung des Waldkircher Stadtarchivars Andreas Swierczyna, welche die Aussagen Rambach/Lapp über das Aussehen der Glocke voll bestätigen konnte.

Bei der **Suche nach Zeugnissen in der Literatur**, mit der Vorgabe, dass die Glocke, wie Hermann Rambach annahm, im Jahr 1636 während des 30jährigen Krieges direkt von der eingenommenen Feste Hachberg als Beutestück nach Waldkirch verbracht wurde, konnten fünf herausragende Punkte festgestellt werden.

1. („Waldkirch und das Elztal“ Hermann Rambach 1988, S. 143)

Am 21. März 1651 erschien der Spitalschaffner vor dem Rat und bat um Rückgabe der aus der Spitalkirche entliehenen Glocke. Obervogt Escher hatte am 7. März seinen Dienst wieder angetreten, war aber samt dem Amtmann gerade verreist. Der Rat bat deshalb um Aufschub, bis die beiden Herren wieder zurückgekommen waren, denn sie beide waren für das Spital die vorgesetzte Behörde. Es ist

nicht auszuschließen, dass der Obervogt in der Lage war, der Stadt zu helfen. Escher war an der Eroberung der Hochburg maßgeblich beteiligt. Nach dem damals gültigen Kriegsrecht fielen bei der Einnahme einer Festung die darin vorhandenen Glocken dem Sieger zu. So liegt die Vermutung nahe, dass die größte der vorhandenen Glocken auf dem Rathausurm ein Geschenk des der Stadt günstig gesinnten Obervogts ist. Sie wurde 1590 von Marx Metzger in Straßburg unter der Regierung des Markgrafen Jakob III. gegossen.

2. („Deutscher Glockenatlas Baden“ Band 4, 1985, Nr. 235)

...gleichzeitig mit Hans Jakob Miller war Marx Metzger in Straßburg tätig, der seine 1590

angefertigte Rathausglocke in Waldkirch nach Aussage des Wappens und der Initialen wohl einem Auftrag des Badener Markgrafen verdankte.

3. ("Der Landkreis Emmendingen" Band II., 2001, S. 830 f.)

Seit spätestens 1570 bis zum Beginn des 19. Jh. verwaltete ein adeliger Obervogt die Herrschaft Kastelberg, der meist zugleich Obervogt der Stadt Waldkirch war und gelegentlich noch weitere Vogteien (Kürnberg) hatte. ...das Rathaus könnte schon 1262 an heutiger Stelle gestanden haben. Der heutige

Bau wurde 1567, nach Übergang der Herrschaft an Vorderösterreich erstellt. Im 30jährigen Krieg zerstört, wurde er 1654 im alten Stil wieder errichtet und 1871/72 umgebaut. Unter der Laube im Erdgeschoß wurde nicht nur Gericht gehalten, hier hatten auch Bäcker, Metzger und Schuhmacher ihre Verkaufsstände...

4. („Geschichte der Stadt Breisach am Rhein“ G. Haselier, Band 1, 1969, Seite 348)

Während des harten Winters 1635/36 belagerte Oberst Äscher die dem Markgrafen von Baden-Durlach gehörige Feste Hochburg, die von 400 Mann unter dem Befehl des Hauptmanns Joseph Wagner mit Unterstützung von mehr als 100 Geschützen verteidigt wurde.



Am 10. März 1636 mußte Wagner ehrenvoll kapitulieren. Die Garnison und die Amtleute durften nach Straßburg abmarschieren, 105 Kanonen, 3000 gefüllte Kartuschen, 68 Sturmleitern, über 3000 Granaten und fast 200 Tonnen Pulver wurden nach Breisach überführt, desgleichen die auf der Burg vorgefundene Registratur. Dann erging der Befehl zur Demolierung der Burg, wie auch der Feste Höhingen bei Breisach.

Die Beute war v. Reinach (Regiments-Chef) hochwillkommen. Um Breisach auch sonst noch besser zu verproviantieren, wurde der Österreichische Unterlandvogt Rudolf von Neuenstein zum Oberproviantmeister bestellt. Im August liefen die von den Ständen im Januar für die Regimenter Reinach und Äscher bewilligten vier Monate ab. Äschers Regiment wurde aufgelöst, er selbst zum Obervogt des Amtes Waldkirch ernannt.

5. („Waldkirch und das Elztal“ Hermann Rambach, 1988, S. 123)

...am 11. März 1636 fiel die Hochburg in kaiserliche

Hände. Den Truppen wurden freier Abzug mit Ober- und Untergewehr, Sack und Pack und in allen Ehren zugestanden. ...Oberfeldzeugmeister Hans Heinrich von Reinach fielen an Waffen und Munition beachtliche Mengen als Beute zu... In der Verteilerliste war vorgesehen, die Glocken und gebrochenes Metall der Artillerie für ihre Mühewaltung zu überlassen.

Feststellung: Die Markgraf Jakob-Glocke von 1590, die heute als größte der beiden Glocken im Waldkircher Rathaussturmchen hängt, kam im 30jährigen Krieg nach Waldkirch. Ob als „Beuteglocke“ durch Äscher (Escher) oder auf anderem Wege, ist nicht belegt. Zunächst war sie wohl nicht als Rathausglocke vorgesehen, da sie anno 1651 eine Leihgabe der Spitalkirche an das Rathaus war. Um diese Zeit entstand der Neubau des im 30jährigen Krieg zerstörten Rathauses. Eine Rückgabe der „Leihgabe“ erfolgte trotz Ersuchen des Spitalschaffners vom 21. März 1651 nicht mehr, mit dem Ergebnis, dass sie noch heute zum Rathaus gehört.

Der Glockengiesser.



Ich kan mancherley Glocken gießn/
Auch Büchsen/darauff man thut schießn/
Auch Mörser/damit man würffte Feuer
Zu den Feinden / gar vngeheuwtr/
Auch Ehrn Häfen auff dreyn beyen/
Auch Ehrn öfen / groß vnd klein/
Auff Glocken Erz/künstlich gegoffn/
Eyndus hat diese Kunst außgoffn.

aus: „Das Ständebuch“ von 1568
(J. Amman, H. Sachs, H. Schopper)

400 Jahre Wasserzeichen-Papier im Vorderösterreichischen Waldkirch 1611 - 2011

Herbert Burkhardt

Die Papiermacher
Wir machen die Sachen, die nimmer vergehen,
Aus Tücher die Bücher, die immer bestehen,
Wir schicken zu drücken den Druckern von hier,
Die geben das Leben dem toten Papier,
Dort stampfen die Stampfen die Hadern und Lumpen,
Dort strudeln und wudeln die plumpenden Pumpen,
Dort presset, dort lässt man leimen Papier,
Dort schälet und zählet und gibt man's herfür.

Michael Kongehl, Königsberg i. Pr. 1685

Handwerker besonderer Art sind die „Papyrer“ stets gewesen. Von weither und durch lange Zeiträume hindurch haben sie sich ihren Weg gebahnt, aus dem fernen China über Turkestan, durch Persien, Syrien und Ägypten nach Europa, und von Spanien und Italien in weiteren Jahrhunderten in unsere nordischen Länder. Manches ging verloren auf dem weiteren Wege durch die Jahrhunderte, vieles wurde hinzugelernt, die Elemente aber, der „Grundstock“, sind unversehrt auf uns gekommen.

Seit die Kunst des Papiermachens in Deutschland (Nürnberg) Einzug hielt, vergingen nochmals rund 200 Jahre bis sie im Vorderösterreichischen Waldkirch im Schwarzwald eine würdige Stätte fand. Dort entstand um das Jahr 1610 eine der kleineren Papiermühlen unserer Landschaft, die sich durch hervorragende Qualitäten bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts behaupten konnte.

Die Betreibung einer Papiermühle war eine reine Standortfrage:

1. Reichlich Wasser für den (Mühlrad-) Antrieb der Stampfwerke;
2. Ergiebige Quellen bzw. Brunnen für sauberes Produktionswasser. Zur Reinigung des Rohstoffes "Lumpen" und Aufschlüsselung in kleine Faserteilchen sowie den eigentlichen Schöpfvorgang bedurfte es für ein Kilogramm Papier einiger hundert Liter Wasser.
3. Die Rohstoff-Situation zu Zeiten der Handpapiermacherei musste auf Dauer sichergestellt sein. Der einzige Ausgangsstoff, Leinen- und Wolle-Lumpen (Hadern) konnte nur in einem eng umgrenzten Sammelgebiet beschafft werden, da die jeweilige

Landesherrschaft das alleinige Recht zur Genehmigung hatte.

Die Lumpensammler zogen damals von Ort zu Ort, es musste oft viel Überzeugungsarbeit geleistet werden. Als lukrativer Anreiz diente die Hingabe von Bündeln aller Art an die Abgebenden, Schuhbündel, Bündel für Kleidungsstücke, für Gerätschaften, für den alltäglichen Gebrauch. Bündel in allen Längen, Breiten und Farben waren sehr begehrt. Was würde man auch heute noch ohne „Bündel“ machen?

Der Papyrer schöpfte mit einem Sieb (dünnes Drahtgeflecht in einem Holzrahmen) aus einer Bütte den stark verdünnten Faserbrei mit so viel Masse, als für die Dicke des Bogens erforderlich war. Nach dem Pressen und Gautschen, Bogen für Bogen zwischen Filzen, erfolgte die Trocknung durch Aufhängen im geräumigen Dachboden der Mühle oder je nach Jahreszeit im Freien. Danach erfolgte die Leimung (tierischer Leim) und anschließende Glättung.

Wenn wir heute diese alten Papiere als Akten oder Drucke gegen das Licht halten, dann freuen wir uns über die Kunst der Papyrer. Diese bestand darin, den Papierbogen mit sogen. Wasserzeichen zu versehen, die als Qualitäts- und Herkunftszeichen dienten. Ein solches Wasserzeichen entstand dadurch, dass das in der Schöpfform sich bildende Blatt an bestimmten Stellen dünner und durchsichtiger wurde. Das erreichte man durch Auflöten oder Aufnähen eines Draht-Motivs auf das Schöpfsieb. Diese Drahtform drückte ihre Linien in den noch weichen Bogen, sodass an diesen Stellen das Papier dünner und durchsichtiger wurde.

Zur Geschichte der Papiermühle in der Gemeinde Stahlhof bei Waldkirch:

Gründung um 1610 durch den Straßburger Bürger Johann von Dürkheim. Aus heute nicht mehr nachvollziehbaren Gründen verkaufte er seine Waldkircher Papiermühle anno 1611 an den Papiermacher Beatus Schumacher aus Freiburg im Breisgau. Abnehmer der produzierten Papiere waren in der Hauptsache Verwaltungsstellen der seinerzeitigen Vorderösterreichischen Regierung.

Noch vor der Mitte des 17. Jahrhunderts ist Hans Ulrich Ritz Eigentümer der Waldkircher Papiermühle, Nachkomme einer schon vor 1548 in Freiburg im Breisgau etablierten Papiermacherfamilie. Vermutlich ist die Waldkircher Papiermühle in Dreißigjährigen Krieg abgebrannt und mit der Übernahme von Ritz neu erbaut worden. Etwa 20 Jahre nach diesem Neuanfang Vertreibung des Papiermachers Ritz durch Kriegshandlungen und schwere Beschädigungen der Anlage. Hans Ulrich Ritz arbeitete anschließend in München und Memmingen als Geselle. Danach Rückkehr nach Waldkirch und Betreiben der Papiermacherei bis etwa um das Jahr 1700.

Anschließend übernahm der Papiermacher Peter Lütters aus Gengenbach die Waldkircher Papiermühle. 1721 ist „Hans Jacob Staigert der pappyrer von der pappyrmülin auf dem Stahlhoff“ genannt. Staigert, vermutlich verwandt mit der Papiermacherfamilie Steiger aus Kempten im Allgäu ist in den Archivalien als Nachfolger erwähnt.

Um 1700 gehörte die Papiermühle Hans Georg Hilser, ein Nachkomme der Besitzer einer Papiermühle in Zell am Harmersbach.

Anno 1746 zerstörte wiederum eine Feuersbrunst die Waldkircher Papiermühle samt allem Inventar und wertvollem Handwerkszeug. Die ganzen Vorräte verbrannten. Alle Bewohner, Ehefrau, 5 kleine Kinder, Gesellen und Mägde kamen mit dem Leben davon. Der Wiederaufbau erfolgte durch die Familie Hilser.

Der letzte Eigentümer, Jos. Anton Hilser, inzwischen 63 Jahre alt, hatte keine Nachfahren und musste das Unternehmen wegen Überschuldung im Jahre 1857 verkaufen. Gegen Ablösung der Schuldsomme von 13.055 fl. 11 Kr. einschl. Zinsen sowie einer lebenslangen Rente erwarb die Papiermacherfamilie J.P. Sonntag aus Emmendingen im gleichen Jahr Gebäude und Liegenschaften, um dort eine Florettseidenspinnerei zu errichten. Die Produktion begann 1858 und bestand bis Anfang der 1930er Jahre. Sie beschäftigte bis zu 250 Mitarbeiter.

Die Anregung zum Einstieg in die Textilbranche dürfte wohl an der Verwandtschaft zur erfolgreichen Industriellenfamilie (Seidenspinnereien) Mez aus Freiburg gelegen haben. Dazu kamen die idealen Wasserverhältnisse am Waldkircher Gewerbebach. Zu jener Zeit waren Industrien noch an vorhandene Wasserkräfte gebunden.

Anno 1858 produzierte Sonntag bereits seit über zehn Jahren mit einer neu angeschafften Papiermaschine qualitativ hochwertiges Papier als „Massenprodukt“. Durch technische Neuerungen wurden auch hier bald interessante Wasserzeichen möglich.

Somit 2 Standorte: Emmendingen (Papier), Waldkirch (Seide).

Auf der nächsten Seite sind als Beispiele einige der sehr schönen Wasserzeichen aus der Anfangszeit der Papierherstellung in Waldkirch abgebildet.



Ich brauch Hadern zu meiner Müll
 Dran treibt mirs Rad des wassers viel/
 Dafi mir die zschneitn Hadern netz/
 Das zeug wirt in wasser einquelt/
 Drauf mach ich Pogn /auff de silz bring/
 Durch pres das wasser darauf zwing.
 Denn henck ichs auff /laf drucken wern/
 Schneiß vnd glatt / so hat mans gern.

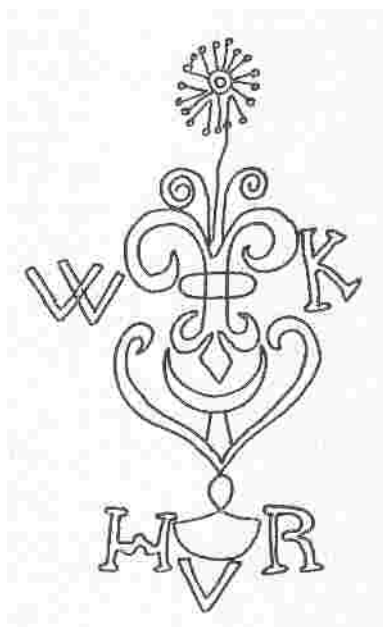
Waldkircher Papier-Wasserzeichen



Beatus Schumacher / 1611



Hans Ulrich Ritz / 1655



Hans Ulrich Ritz / 1667



Peter Lütters / 1710



Peter Lütters / 1713

Quellen: -Piccard-Sammlung im Hauptstaatsarchiv Stuttgart;
-"Das Buch vom Papier" von Armin Renker, 3. Aufl. 1950; -Papiermacher-Archiv Emmendingen (privat)

Die alte Sonnenuhr an der evang. Stadtkirche in Emmendingen

Herbert Burkhardt

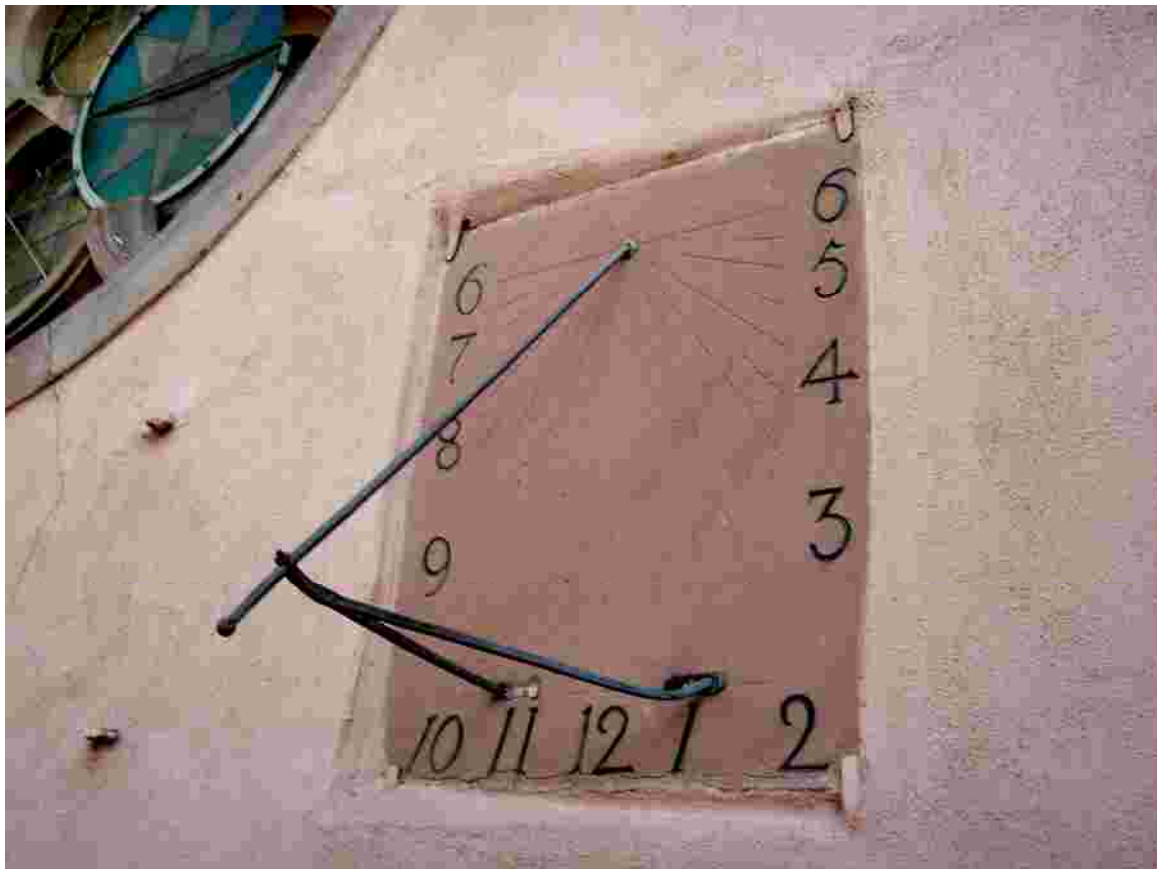
Zu Anfang der 1790er Jahre waren sämtliche öffentliche Uhren der Stadt so verdorben, dass keine mehr richtig ging und man nicht mehr wusste, wie man in der Zeit lebte.

Um diesem Übelstande abzuwehren, wurde beschlossen, eine Sonnenuhr anzuschaffen, um die Uhren darnach richten zu können und zu diesem Zweck 1792 mit dem Lehrer Kayser in Ihringen, der diese Kunst sehr gut könne, Verhandlungen angeknüpft, eine Sonnenuhr, die akkurat gehe, für die Stadt anzufertigen. Allein der Preis, den derselbe dafür verlangte, war der Stadt zu hoch und so erbot sich Bürgermeister Georg Matthias Berblinger, diese Arbeit selbst um eine billige Belohnung zu besorgen und die steinerne Tafel an einem schicklichen Platz an der Kirche anzubringen, was denn auch am 27. Juni 1793 geschah und die Sonnenuhr behauptet noch heute ihren Platz an der Kirche.

Auch im Jahre 2011 lässt sie sich noch weiterhin in ihrer schlichten Schönheit an der Südwand betrachten. Leider ist sie derzeit durch einen dort gepflanzten Baum (Gedankenlosigkeit?) etwas verdeckt.

Der Erbauer Georg Matthias Berblinger (1750-1829), aus einer Emmendinger Familie stammend, erhielt am 23.5.1775 das Emmendinger Bürgerrecht. Er wurde bereits als 26jähriger (1776) auf Grund seiner Geometriekenntnisse zum Stadtfeldmesser bestellt. Am 1.11.1792 wählten ihn seine Mitbürger zum Bürgermeister der Stadt ab 1.1.1793. Er wirkte bis 1801 zum Wohl der Bevölkerung.

Der begüterte Handelsmann Berblinger steuerte in dieser schwierigen Zeit der Revolutionskriege die Geschicke Emmendingens. Das Amt war dann nicht mehr nur eine Nebenbeschäftigung, es erforderte fortan den vollen Einsatz. Als Jahresgehalt standen G. M. Berblinger 250 Gulden zu.



Aufnahme: Günter Schmidt

Die Tennenbacher Ziege1hütte

Herbert Burkhardt

Die Kirche in Freiamt-Reichenbach musste im Laufe des 18. Jahrhunderts mehrfach erweitert (Verlängerung der Giebelwand), repariert (Turm und Dach) und mit neuen Einrichtungen (Glocken, Stühle) versehen werden.

Hierüber geben uns umfangreiche Archivalien des Staatsarchivs in Freiburg Auskunft, z. B. 1106/1 Nr. 829. Ein darin enthaltenes Kostenverzeichnis aus dem Jahr 1784, aufgestellt vom Stabhalter und bestätigt von Landbaumeister Meerwein, beinhaltet unter anderem die Lieferung von 6.600 Stück Ziegeln aus der Tennenbacher Ziegelei zur Neu-Eindeckung von Dach und Turm der Reichenbacher Kirche.

Eine Ziegelhütte in Tennenbach, gar auf dem Klostergelände selbst? Wo war die Lehmgrube? - Der Arnold-Plan (GLA G Tennenbach 10) enthält zwar den genauen Gebäudestandort, wurde jedoch bisher kaum beachtet.

Eine „technische Beschreibung“ können wir der nachstehenden Versteigerungsausschreibung vom 4. November 1811 entnehmen. veröffentlicht im „Großherzoglich Badischen Anzeige-Blatt für den See-, Donau-, Wiesen- und Dreisam-Kreis“. Ein Weiterbestehen der Ziegelei kam anschließend nicht zustande.

Der Ziegler.



Ein Ziegler thut man mich nennen/
 Auß Lätin kan ich Ziegel brennen/
 Gelatt vnd hell / Kälend darben/
 Daschen Ziegl / auch sonst mancherley/
 Damit man deckt die Heusser obn/
 Für Regen / Schnee vnd Windes thobn/
 Auch für der heyssten Sonnen schein/
 Cynira erfund die Kunst allein.

Q: Amman/Sachs, „Das Ständebuch“, 1568

Verkauf der herrschaftlichen Ziegeley zu Thennenbach

Montag, den 25, d. M. November Vormittags 8 Uhr wird zufolge hoher Verfügung die herrschaftliche Klosterziegelhütte in Thennenbach, die zu einem jedmaligen Brand von 10.000 Stück rothen Waaren und 50 Vrtl. Kalk eingerichtet, auch hinten daran mit einem Schopf- und Schweinestall versehen ist, nebst dabey gelegener von Stein erbauten zweystöckigten Behausung, und der von dem Hauseck an durch den Klosterhof in gerader Linie stehenden Stallung oder dem gewesenen Chaisenremis; sodann das sogenannte Ziegelmätle mit Inbegriff eines kleinen Krautgärtchens, welches alles aneinander liegt und zusammen mit dem Hofstattplatz ohngefähr 1 1/4 Jauch groß seyn mag, salva ratificatione durch öffentliche Versteigerung an den Meistbiethenden verkauft werden.

Der Ausrufspreis für obiges Ganze, und mit der Befugniß, die nöthige Ziegelerde auf dem Thennenbachischen Grund und Boden, jedoch Niemand zu einigem Nachtheil und Schaden, graben, und die erforderlichen Steine in dem Stadt Emmendingischen Lehenwald auf dem Eichberge brechen und ausgraben zu dürfen, ist 980 fl. und die wesentlichen Kaufbedingnisse sind folgende:

1. Wird für das Geländmaaß keine Gewährschaft geleistet.
2. Sind zu Zahlung des Kaufschillings vier Termine festgesetzt, wovon der erste nach erfolgter höchster Ratifikation gleich baar, und die übrigen in drey nacheinander folgenden mit 5 Prozent verzinlichen Jahrsterminen bezahlt werden müssen.
3. Unterliegt dieses Gewerbsgut gleich andern bürgerlichen Gütern der Zehndpflichtigkeit und andern Staatslasten.
4. Wird auf besagtes Gut bis nach abbezahlem Kaufschilling das erste Pfandrecht vorbehalten.
5. Hat der Käufer sich immer darauf zu versehen, daß er zu den übrigen vielen Klostergebäuden daselbst auf jeden Erforderungsfalle die benöthigte Ziegelwaare und Kalk parat habe, und diese gnädigster Herrschaft allzeit um einen billigen Preis anschaffe.
6. Behaltet man sich den durch das Gut gehenden unentbehrlichen Fahr- und Fußweg in den obern Gartenacker und zu den Mühlweyhern besonders bevor.

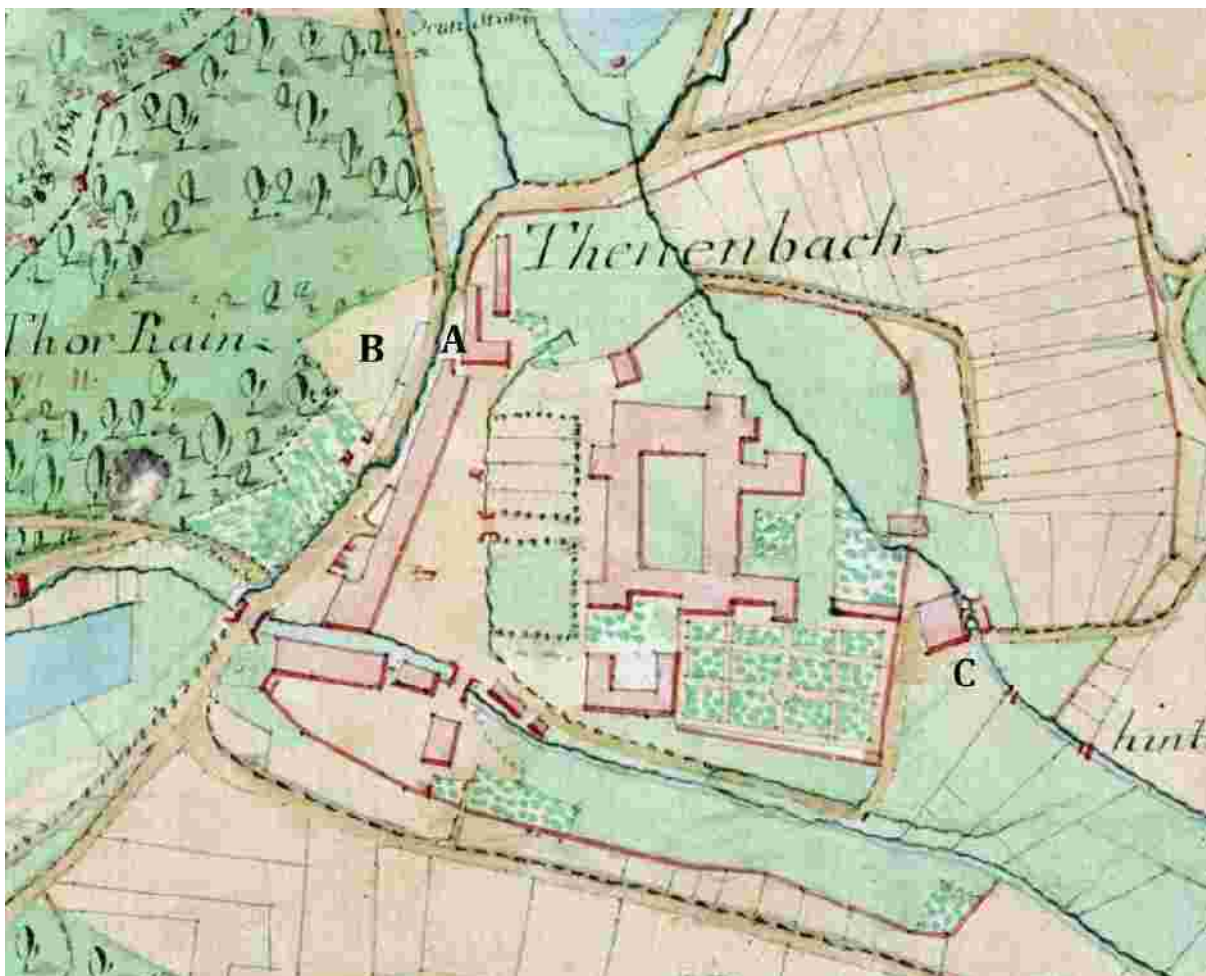
7. Muß der Käufer, da die Bronnendeichel zu denen Thennenbacher Bronnen durch sein gekauftes Gut gehen, bey einer nöthig findenden Visitirung und Reparatur derselben den Boden, jedoch ihm ohne geflissentlichen Schaden, aufbrechen zu lassen, sich gefallen lassen.

8. Hat auch der Käufer nebst noch ein und andern Bedingungen, die man am Verkaufstag noch vor dem Steigerungsakt bekannt machen wird, die Umfangs-Mauer, so weit sein Gut reicht, auf seine Kosten machen zu lassen und in gutem Stande zu unterhalten.

Es werden demnach zu dieser Verkaufs-Verhandlung, die in dem Wirthshause zu Thennenbach vorgehen wird, die Kauflustige mit dem Bemerken höflich eingeladen, daß sie sich an dem obbestimmten Tag und Stunde ordentlich dabey einfinden mögen, und was Fremde sind, über ihre Zahlungsfähigkeit und sittliches Betragen sich mit einem obrigkeitlichen Zeugniß auszuweisen haben.

Kiechlinsbergen, den 4. November 1811

Großherzogl. Bad. Gefällverwaltung. M a y e r



A = Ziegelhütte;
 B = Lehmgrube;
 C = Mahl-, Öl- und Sägemühle,
 sowie die Klosterbäckerei (UB Frbg.: R 7083,
 Großzgl. Bad.. Prov.-Blatt, Jahr 1808, S. 31)

Repro: Peter Burkhardt
 (Ausschn.: GLA, H Tennenbach 1)

Von der ehemaligen Kloster-Mühle in Tennenbach

Herbert Burkhardt

Kloster Tennenbach - die Forschungen gehen weiter, ab dem 851. Jahr...

Über interessante Entdeckungen, die von allgemeinem Informationsinhalt sein dürften, wird das Hachberg-Mosaik von Fall zu Fall weiterhin berichten. Dieses Mal geht es um die ehemalige Kloster-Mühle. Im Großherzoglich-Badischen-Oberrheinischen Provinzial-Blatt vom 30.1.1808 erschien folgende Anzeige unter

Kauf-Anträge

Mahl- Oehl- und Sägmühle-Versteigerung, nebst Verkauf einer gespaltenen Glocke. Donnerstags den 28sten d. M. wird nebst einer ohngefähr 18 Zentner schweren Glocke zu Thennenbach die Mahl-Oehl- und Sägmühle, aneinander gelegen, mit dem vorhandenen Mühlgeschirr, und 1 Jauchert ohngefähr hiezu gehöriger mit Nro. 26. bezeichneten Matten, auf der sogenannten Krummatte, in dem daselbstigen Wirthshaus Vormittags 9 Uhr, mit Vorbehalt höchster Ratifikation, an den Meistbiethenden versteigert werden.

Die Mühle, die zugleich auch die Bäckerey-Gerechtigkeit besitzt, besteht mit der wohleingerichteten Oehl- und Sägmühle aus dem Mühlwerk in 2 Gängen, dem gemauerten Haus mit einer geräumigen Stube, 3 Kammern, einer Küche, einem Keller, 3 Fruchtschütten und den in dem gegenüberstehenden sogenannten Winterhaus befindlichen Vieh- und Schweinställen, und hat zur Benutzung des Wassers aus 3 großen und einem kleinen Weyher der gestalt das Vorrecht, daß die Wässerungsberechtigten nachzustehen haben.

Die Kaufbedingungen sind:

- 1) Werden zur Zahlung des Kaufschillings 6 Termine bewilliget, wovon der erste nach erfolgter höchster Begnehmigung baar bezahlt, die übrigen 5 Termine aber mit 5 pro Cent jährlich verzinslich abgeführt werden.
- 2) Wird gnädigster Herrschaft nicht durch das Eigenthum hierauf so lange, bis Kaufschilling mit Zinsen bezahlt seyn wird, sondern auch
- 3) Höchstderselben auf der obgenannten 1 Jauch ausgezeichneten Matten, worüber für das Maaß sonst keine Gewährschaft geleistet wird, die Zehendpflichtigkeit und allenfallsige Steuer vorbehalten.
- 4) Haben Kauflustige sich durch amtliche Zeugnisse über ihr Vermögen gehörig auszuweisen, oder für ihr Anboth einen annehmlichen Bürgen zu stellen, widrigens von ihnen kein Anboth angenommen wird. Betreffend hiegegen die gespaltenen Glocke, wird selbe an den meistbiethenden nach dem Gewicht gegen paare Bezahlung verkauft.

Kiechlinsbergen, den 5ten Januar 1808:
Großherzogliche Gefällverwaltung.
M a g e r

Während inzwischen die „gespaltene Glocke“ versteigert werden konnte, fand sich für den Mühlenkomplex kein annehmbares Angebot. Deshalb erschien im Provinzial-Blatt vom 16.4.1808 eine Anzeige zur Verpachtung. Diese war erfolgreich, sodass ein paar Monate später das Domänenamt Emmendingen Mühle und Säge verpachten konnte, und zwar bis 1831 die Mühle und 24. November 1832 die Säge [weitere Informationen hierzu enthält die vom Arbeitskreis für Heimatkunde anno 2004 herausgegebene Schrift „Tennenbacher Klosterbesitz“ auf Seite 17].

Zur vollständigen Information der Wortlaut der Pacht-Ausschreibung vom April 1808:

Pacht-Anträge

Verpachtung der Mahl- Oehl- und Sägmühle zu Thennenbach. Zu Folge hohen Auftrags wird, Dienstags den 17. nächsten Monats May, die in dem G. B. Oberrheinischen Provinzialblatt unterm 15. Jänner Nro. 3. beschriebene, in zwey Gängen bestehende Herrschaftl. Mahlmühle zu Thennenbach, welche zugleich die Bäckerey-Gerechtigkeit besitzt, und zur Benutzung des Wassers aus 3 großen und einem kleinen Weyer, dergestalten das Vorrecht hat, daß die Wässerungsberechtigten nachzustehen haben, mit der darangebauten, wohleingerichteten Oehl- und Sägmühle, Vieh- und Schweinställen, nebst dem vorhandenen Mühlgeschirr und 1 Jauch dazu gehörigen Matten, auf der sogenannten Krummatten daselbst mit Vorbehalt gnädigst. herrschaftl. Begnehmigung an den Meistbiethenden auf zwey Jahre verpachtet werden.

Die Pachtlustigen haben sich hiemit zu dieser Vornahme auf obbestimmten Tag frühe um 9 Uhr, in dem Wirthshaus zu Thennenbach mit dem Bemerkn einzufinden, daß sie, und besonders Auswärtige, über ihr sittliches Betragen und Vermögensumstände mit obrigkeitlichen Zeugnissen versehen, und nöthigenfalls des Pachts halber hinlängliche Kaution zu stellen im Stande seyn müssen.

Kiechlinsbergen am 16. April 1808.
Großherzogl. Gefällverwaltung.
M a g e r

Aus:

„Großherzoglich-Badisches-Oberrheinisches Provinzial-Blatt“ vom 30. 1. 1808:

Provinz - Verfügung

(Warnendes Beyspiel von den traurigen Folgen der Quacksalberey)

Einem fünfzehnjährigen Mädchen, der Maria Anna Kristmann in Altbreysach wurde auf Anrathen einer alten, nun verstorbenen Base zur Heilung eines Kopfausschlages eine Salbe aus zwey Quintchen Muckenstein (arsenikalischer Kobalt) und 3 Loth Butter in die Haare eingerieben, der Kopf fest verbunden, und so mehrere Tage zugebunden gelassen. Die Arme starb am 8ten Tage unter heftigem Irrereden, Zuckungen und mit allen Zeichen der Vergiftung, obschon (freylich zu spät) alle ärztliche Hülfe angewendet wurde. Welches zur Warnung gegen ähnliche Quacksalbereyen öffentlich bekannt gemacht wird.

Freyburg, den 14ten Jenner 1808.

Großherzogl. Badische Regierung der Landgrafschaft.

S t i r k l e r.
Thaler.

vdt. Wiser.

(Bestrafung des Scharfrichters Fr. Jos. Mengis in Altbreysach wegen Menschenleben gefährdender Puschereyen)

Der Scharfrichter Franz Joseph Mengis in Altbreysach ist wegen seiner das Menschenleben gefährdenden Puschereyen in der Arzneykunst gestraft, und ihm jede fernere Einmischung in die Menschenheilkunde bey Zuchthausstrafe untersagt worden.

Das Publikum wird gegen diesen schädlichen Pfuscher gewarnt.

Freyburg, den 14ten Jenner 1808.

Großherzogl. Badische Regierung der Landgrafschaft.

S t i r k l e r.
Thaler.

vdt. Wiser.

„Am alten Marstall“ - ein Straßename im Ortsteil Windenreute

Herbert Burkhardt

Durch diese Straßenbezeichnung wird an die besondere geschichtliche Vergangenheit des ehemals selbstständigen Dorfes Grombach, zuletzt Krumbach genannt, erinnert. Seit nunmehr 350 Jahren bilden Windenreute und Krumbach eine dörfliche Einheit (vor über 900 Jahren hieß Windenreute Winedoriuti).

Marstall? - Ein älteres Lexikon gibt präzise Auskunft: „Marstall (von althochdeutsch marah = Mähre), Pferdestall, allgemein Gebäude zur Unterbringung von Pferden, Wagen und Geschirr an Fürstenhöfen“.

Grombacher Pferde nahmen vor Jahrhunderten an weltgeschichtlichen Ereignissen teil, die bis in den asiatischen und afrikanischen Raum hinein reichten. Über den Hachberger Marstall soll hier berichtet werden.

Die Markgrafen von Hachberg, Spezialisten im rauen Kriegshandwerk, waren stets ihren Königen und den Kaisern des Heiligen Römischen Reiches treu verbunden. Ihre Festung, immer den neuesten wehrtechnischen Erfordernissen entsprechend ausgebaut, konnte in der Ausbauphase des 17. Jahrhunderts über 900 Mann Besatzung aufnehmen. Auch Geschütze mit großer Reichweite wurden dort gegossen.

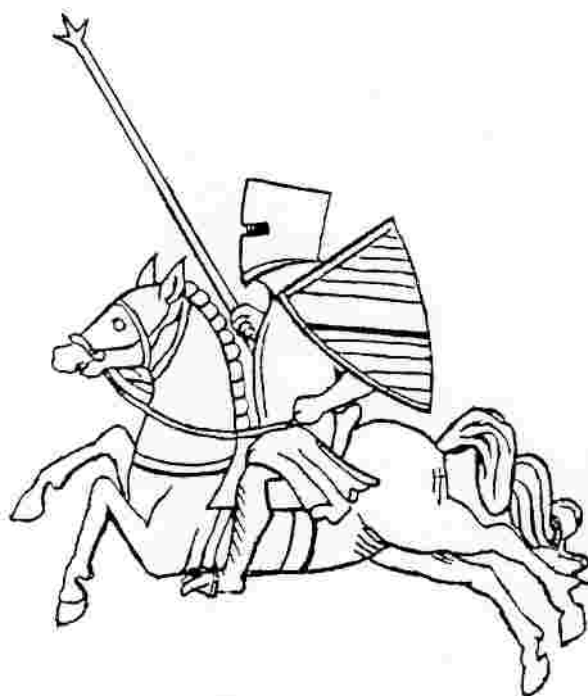
Die Spezialität der Hachberger waren jedoch ihre Pferde. Über Jahrhunderte hatten sie eigene Züchtungen. Diese Reit- und Zugtiere waren in Windenreute und Krumbach so dominierend, dass ein Windenreuter Flurstück, welches von Natur her die Form eines Pferdeschweifes hatte, bereits um das Jahr 1300 offiziell Roßzägel genannt wurde, heute noch als Roßschweif bekannt. Zägel = mhd. Schweif, Schwanz.

Im Tennenbacher Güterbuch von 1341 kann man nachlesen:

„...in dem Roßzägel ein Hof und Tenne und Garten...“. Ein weiterer mittelalterlicher Flurname Scheggenberg oder Scheckenberg, oberhalb des Marstalles, erinnert an eine Pferdeweide. Der Name ist heute leider etwas entstellt in Schneckenberg. Um 1300 lesen wir: „...unter dem Weiher am Scheggenberge...“.

Bei vielen erfolgreichen und auch tragisch ausgegangenen Gefechten und Kriegszügen waren

Pferde aus dem markgräflich-hachbergischen Marstall beteiligt.



Hachberger Turnierreiter

Der Zweite Kreuzzug 1147 - 1149: Markgraf Hermann III. nimmt als Gefolgsmann von König Konrad III. am Zweiten Kreuzzug in den Orient teil.

Der Dritte Kreuzzug 1188 - 1192: Ganz Europa rüstete auf. Riesige Heerscharen, heute kaum mehr vorstellbare Kontingente an gepanzerten Reitern, beginnend in England und Frankreich, machten sich auf, teils zu Lande, teils mit Schiffen, die Heiligen Stätten in Palästina zurück zu erobern. In Deutschland brach Kaiser Friedrich I. Barbarossa an der Spitze eines gewaltigen Heeres von Regensburg aus auf dem Landweg auf. Dabei konnte er auch der Hilfe des mit ihm befreundeten Markgrafen Hermann IV. sicher sein. Der Markgraf führte zusammen mit dem Herzog von Meran das Dritte Banner des aus 15.000 Kriegern bestehenden Deutschen Kreuzfahrerheeres

Doch das Schicksal spielte anno 1190 übel mit: Markgraf Hermann IV. von Hachberg verstarb, vermutlich an einer Seuche, in Antiochien anlässlich dieses Dritten Kreuzzuges. Kaiser Friedrich I. Barbarossa sollte ebenso seine Heimat nicht wiedersehen.

Besonders tagisch: Friedrich, der zweite Sohn des Markgrafen Hermann IV. fand gleich seinem Vater den Tod auf der Fahrt nach Ägypten und Palästina, und zwar 1218 beim Fünften Kreuzzug.

Mitte des 13. Jahrhunderts kämpfte mehrfach Markgraf Heinrich II. erfolgreich an der Seite des legendären Königs Rudolf von Habsburg, insbesondere in den Auseinandersetzungen gegen Ottokar von Böhmen.

Im Jahr 1386 fällt Markgraf Otto I. von Hachberg in der Schlacht bei Sempach (Schweiz) im Kampf Österreichs gegen die Eidgenossen an der Seite Herzog Leopolds III. von Österreich.

Von zwei luxuriös ausgestatteten Reisen mit einem großen Aufgebot vieler Reit- und Zugpferde berichtet Felix Platter in seinem Tagebuch. Platter war Leibarzt und Freund des Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Sausenberg und Hachberg. Eine Reise ging vom 28. Februar bis zum 23. März 1596 nach Stuttgart zur Taufe des Prinzen August von Württemberg. „...vonn Hachberg zog ir fürstliche Gnaden den letzten februar umb mittag, ungefohr mit anderthalb hundert Pferden hinweg...“

Oder die Reise vom 28. September bis 18. Oktober 1598 nach Hechingen zur Hochzeit des Grafen Johann Georg von Hohenzollern. Die Braut war Franziska von Salm, Schwester der Hachberger Markgräfin Juliane Ursula. Ein aufwändig und kostbar ausgestatteter Festzug. „...von Hachberg brach ir fürstliche Gnaden auf, donstag, den 28. Septembris um acht uren vor mittag...“. Bei den Begleitern des Zuges mit vielen Adligen, waren speziell für die Pferde viel Personal, auch namhafte Stallmeister und Pferdebetreuer. Dem Chronisten nach mussten diese Reit- und Zugtiere bei Reisen dieser Art eine außerordentliche Rolle gespielt haben. In wohlgeordneter Reihe begannen die Hachberger (218 Personen) ihre Prunkreise hoch zu Ross und mit sechsspännigen Kutschen. Über 200 Pferde waren beteiligt.

Die Reise führte zunächst über Freiamt, Bildstein(!), wo sich des Markgrafen Jagdhaus befand, nach Haslach im Kinzigtal. „...aß man auch die nacht der von Geroltzeck mit den seinen dohin zu ir fürstlich Gnaden...“. Anderntags ging es weiter über Hausach, Wolfach, Schiltach nach Sulz am Neckar, Haigerloch nach Hechingen zum Schloss Hohenzollern, das dann am 4. Tage erreicht wurde. Am Tag vor der Abreise von Hachberg wurde „allerley blunder und zeug“ mit Packwagen vorausgeschickt, für die weitere 50 Pferde erforderlich waren.

17. Oktober 1598: „schwert turnier zeroß by Eimatingen auf einem Grien...“, also auf einer größeren Insel der damals noch wild fließenden Elz, weil der eigentliche Turnierplatz wegen tagelangen Regens nicht benutzbar war. Der Chronist Platter berichtete ausführlich über großartig ausgerüstete Turnierkämpfe zwischen namhaften gepanzerten Rittern auf ihren Pferden:

1. der Markgraf Georg Friedrich persönlich;
2. der Rheingraf (Schwiegervater des Markgrafen);
3. dessen Sohn Johann Friederich;
4. Herr von Rappoltzstein;
5. Herr von Geroltzeck;
6. Herr von Limpurg;
7. Graf Johann Görg von Zollern;
8. Wolf Wilhelm von Eptingen;
9. Forstmeister von Rotpurg;
10. Herr von Rinach;
11. Herr von Berenfelß;
12. Herr von Schenken;
13. Herr von Steinkallenfelß;
14. Herr von Landsberg;
15. Herr von Bittikum.

Anwesend waren außerdem die Schiedsrichter und eine Reihe adliger Gäste, auch frauen-zimmer. Dem Turnier voraus ging ein paar Tage vorher eine Schweinehatz im Wald von Windenreute unter Mithilfe einer Schar Windenreuter Bauern als Treiber.



Wappen des Markgrafen
Otto I. von Hachberg
(† 1386 in Sempach)

Seit Mitte der 1580er Jahre, also unter Markgraf Jacob III., waren über den Grombacher Marstall hinaus auch Pferde in Emmendingen in einem neuen Marstall eingestellt. Die Reitbahnen befanden sich im Tummelgarten (heutiger Stadtgarten).

Nach dem 30jährigen Krieg und Zerstörung der Hochburg waren die Marställe aufgelöst. Anno 1672 bauten die Windenreuter und Grombacher dort eine Kirche mit Friedhof anstelle der im Krieg eingäscherten St. Johannis-Kirche in Zeismatt. Diese neue Kirche fiel anno 1704, also 32 Jahre später, dem Spanischen Erbfolgekrieg zum Opfer. Später war an diesem Platz das Gasthaus "Krone", das 1970 aufgegeben und 1982 abgerissen wurde. Heute stehen dort die Wohnhäuser Panoramastrasse 25-31.



Anekdotisches:

Seine besondere Sorgfalt wandte Markgraf Karl II. (Reformation 1556) der Befestigung der Hochburg zu. Er führte eine lange und gründliche Bautätigkeit durch, die vor allem durch Anlage von Bollwerken gegen den Hornwald zu und „Ummantelung“ des Burgfelsens aus der mittelalterlichen Burg eine wenigstens für die damalige Zeit kaum einnehmbare Festung machte. Auch die Wohn- und Wirtschaftsbauten wurden durch ihn bedeutend erweitert. Die so in großzügiger Weise um- und ausgebaute Hochburg sollte eine sichere Zuflucht und kräftige Hilfe in Kriegszeiten gewähren für „Menschen und Vieh, Hab und Gut der Untertanen“.

Der fromme und tatkräftige Fürst, der stets auf das Wohl seiner Untertanen bedacht war, zeichnete sich durch Witz und Humor aus. Ein Beispiel hierfür mag genügen: Einst sah Karl II. von einem Fenster seines Schlosses aus einen Hofbeamten das Tor passieren. Unter dem Mantel schaute hinten ein Fischschwanz heraus. Karl rief ihn an und sagte ihm: „Wenn du wieder einen Fisch aus der Küche stehlen willst, so nimm entweder einen längeren Mantel oder einen kürzeren Fisch!“



Quelle (Anekdotisches):

„Windenreute 1094-1994 Festschrift und Chronik“

<u>Inhaltsverzeichnis:</u>	<u>Autor/Quelle</u>	<u>Seite</u>
Die längste und die kürzeste Predigt	Reimmichkalender/Südtirol, 2002	01
Härzli Mond un Stärnli	Sonner, Erna	02
S Chrischtkindli un de Belzeniggl	Burkhardt, Herbert	03
Köndringer Pfarrersohn gegen Christbaum	Peter, Siegfried	04
Neujahrsbrezel- Würfeln	Schmidt, Günter	05
Der rohe und gefährliche Brauch des Neujahrsschießens	Peter, Siegfried	06
Rückblick und Ausblick, 1951/1952	Emmendinger Heimatkalender 1952	07
Der Amsenhof (Bramshart/Bromshart)	Eckermann, Heiner	09
Die Markgraf Jacob-Glocke im Waldkircher Rathausturm	Bauer, Annerose	11
400 Jahre Wasserzeichenpapier im Vorderösterreichischen Waldkirch 1611-2011	Burkhardt, Herbert	13
Die alte Sonnenuhr an der ev. Stadtkirche in Emdg.	Burkhardt/Schmidt	16
Die Tennenbacher Ziegelhütte	Burkhardt, Herbert	17
Von der ehemaligen Klostermühle in Tennenbach	Burkhardt, Herbert	19
Provinz-Verfügung (Warnung vor Quacksalberey)	Großherzgl. Bad. Provinzial-Blatt 1908	20
Am alten Marstall, ein Straßennamen in Windenreute	Burkhardt, Herbert	21
Inhaltsverzeichnis/Impressum		24

Herausgeber: Hachberg-Bibliothek e. V., Emmendingen
 Redaktion/Satz: Günter Schmidt, Tulpenweg 15, 79312 Emmendingen
 Tel: 07641/42129
 E-Mail: guenterschmidt11@web.de

Das **Hachberg-Mosaik** erscheint in loser Folge kostenlos für die Mitglieder der Hachberg-Bibliothek und dient ausschließlich zu deren persönlichen Nutzung.

Weitere Verwertung der Texte/Fotos/Zeichnungen durch Andere darf nur erfolgen, wenn beim Rechteinhaber (siehe Verfasser- und Quellenangabe) die Genehmigung eingeholt und die Mosaik-Redaktion davon informiert wurde.

Alle Autoren, Lektoren, Hefte-Ersteller usw. arbeiten ehrenamtlich, die Druck- und Papierkosten werden aus Mitgliedsbeiträgen beglichen, so dass für die Mitglieder nur (eventuelle) Portokosten entstehen.

